

Familienwunsch trifft Wirklichkeit: Kölner Kirchenzeitung Dezember 2007

Egal ob Frauen sich für Familie statt Beruf oder Familie und Beruf entscheiden, sie entscheiden sich für Probleme

Aktuelle Jugendstudien bescheinigen der Familie einen hohen Stellenwert. Der weitaus größere Teil der Befragten meint, eine Familie zum „glücklich sein“ zu brauchen. Und über zwei Drittel der Jugendlichen wollen später eigene Kinder haben. Nur wird letztlich ein Großteil der gewünschten Familien nicht gegründet, ein Großteil der gewünschten Kinder nicht geboren. Deutschland beklagt, meldete das Statistische Bundesamt am 10. 9. 2007, für 2006 den niedrigsten Nachkriegswert der durchschnittlichen Kinderzahl pro Frau mit 1,33. Wie kommt das?

Die Zeiten, in denen für die deutsche Durchschnittsfamilie der Satz galt: Der Vater verdient die Brötchen, die Mutter bestreicht sie, in der Regel für zwei Kinder, sind längst vorbei. Spätestens seit Anfang der 80er Jahre ist das Verhältnis von Familie und Beruf für Frauen, wenn sie Mütter werden wollen oder sind, Thema Nummer eins. Gleich, wie sie es hält, die Mutter, ob sie sich für Familie statt Beruf entscheidet oder für Familie und Beruf — sie entscheidet sich für Probleme.

Familie statt Beruf: Diese Wahl treffen zunehmend weniger Mütter und erst recht nicht Väter. Die Risikopotenziale, die die Konzentration auf die Familienrolle (bei gleichzeitigem Verzicht auf die Berufsrolle) enthält, sind zu hoch. Materielle Nachteile — ohne die Erwerbstätigkeit der Mütter ist häufig der Familienunterhalt nicht gesichert; der eigene Lebensunterhalt der Mütter erst recht nicht — sind nicht von der Hand zu weisen. Ebenso wenig die sozialen Nachteile: Die Frau, die nicht mindestens drei Kinder im pflegeintensiven Kleinkinderalter zu versorgen hat und nicht berufstätig ist, muss damit rechnen, mindestens als organisatorisch minderbemittelt zu gelten, wenn nicht schlicht als bequem.

Familie und Beruf: Diese Wahl treffen zunehmend mehr Mütter. In der modernen europäischen Durchschnittsfamilie wird Beruf und Familie gelebt — die Doppelrolle. Die Medien geben es vor: Von den Titelseiten der Illustrierten strahlen uns die neuen Supermütter entgegen, die — auf einen Stab von Hilfskräften zurückgreifend — jeden Zweifel daran im Keim ersticken, ob es tatsächlich nur eine Frage der gescheiterten Organisation ist, reibungslos vom Baby zum Büro und vom Computer zur Küche zu wechseln.

Die Bilder von der Verkäuferin, die nachts wach liegt, weil sie in Gedanken Listen erstellt, was am nächsten Tag alles zu erledigen ist, der Büroangestellten, die die Bügelwäsche stets am

Sonntagnachmittag erledigt, der allein erziehenden Krankenschwester, die (was bleibt ihr übrig?) in aller Herrgottsfrühe mit der quengelnden Jüngsten zur Krippe hastet, um dann doch wieder zu spät auf der Station zu sein — die kommen nicht vor.



***Professorin Dr.
Elisabeth Jünemann
ist verheiratet und hat
drei Kinder.***

Der Alltag zwischen Familie und Beruf muss ausgehandelt werden, geplant werden. Aber diese Abstimmung wird immer schwieriger. Denn die einzelnen gesellschaftlichen Teilbereiche Familie und Beruf folgen je eigenen Gesetzmäßigkeiten, Regeln und Logiken, erwarten je Unterschiedliches und umschreiben Rollen, die nicht nur untereinander verschieden sind, sondern sich nicht selten auch widersprechen.

Die Wirtschaft braucht den flexiblen Menschen. Die Zeiten, als sich das Leben, auch das Arbeitsleben, an die Natur anschmiegte, als der Rhythmus von Sonne und Mond, von Hell und Dunkel, der Rhythmus der Woche, der Jahres- und Tageszeiten Arbeit und Ruhe bestimmten, die sind vorbei. Jedem ist jederzeit alles immer und sofort möglich. Und wir genießen die Vorteile — auf den ersten Blick. Flexibilität hat ökonomischen Nutzen und kann, richtet sie sich tatsächlich nach unseren Bedürfnissen, nach den Bedürfnissen von Kindern (den kleinen und den heranwachsenden, den gesunden und den kranken) und ihren Eltern, auch der Familie gut tun, Familie ermöglichen.

Ein zweiter Blick ernüchert: Die Flexibilität hat „Nebenfolgen“. Wenn alles immer und überall und zu jeder Zeit möglich ist, dann sind wir gezwungen, zu entscheiden, was wir wo, wann tun oder nicht tun. Nichts steht mehr fest. Zeit zum Essen, Zeit zum Arbeiten, Zeit zum Beten, Zeit zum Ruhen — sie muss gesucht und verteidigt werden. Wer heute mit gutem Gewissen zu Bett geht, der braucht ein Motiv.

Alles ist immer und zu jeder Zeit möglich. Für jeden zu einer anderen Zeit. Aber wie gemeinsam? Eigene freie Zeit braucht die freie Zeit der anderen. Nur gesellschaftlich gesicherte freie Zeit ermöglicht gemeinsame Zeit. Genau die aber schwindet: nach dem Abend, nach der Nacht, nach dem Samstag, bald auch der Sonntag. Für die Familien hat das „alles zu jeder Zeit“ fatale Folgen. Familien kommen nicht aus ohne Zeitmuster, die mittel- und langfristigen Regeln folgen, die davon entlasten, Zeit immer wieder zum Thema zu machen.

Wo dem Zeit-Druck nichts mehr entgegengehalten werden kann, sind die Kinder und Jugendlichen die Leidtragenden. Gerade auch die Jugendlichen. In die Frage der Fremdbetreuung von Babys und Kleinkindern wird viel Energie investiert: Welche Auswirkungen hat diese oder jene Form der Betreuung? Wann ist es zu viel? Seltener wird danach gefragt, was ältere Kinder brauchen und ob sie genug davon bekommen. Unter zu wenig gemeinsamer Zeit leiden aber vielleicht vor allem die älteren Kinder, die von der Fremdbetreuung — die „Ganztagschule“ hilft da kaum weiter — ihres Alters wegen nicht mehr profitieren. Die sich schwerer tun mit dem Nachholen der über Tag vermissten Aufmerksamkeit.

Kleinkinder kommen meist auch spät abends und nachts noch zu der nötigen Aufmerksamkeit der Eltern. Aber welcher Teenager taucht mitten in der Nacht am Bett der Mutter auf, um vermisste gemeinsame Zeit nachzuholen? Die Hoffnung vieler zerstreuter Eltern, der Mangel an gemeinsamer Zeit könne ausgeglichen werden durch eine kurze, aber sehr intensiv erlebte Zeit (eine Art Produktivitätssteigerung am Arbeitsplatz Erziehung) scheitert gerade an den Bedürfnissen der älteren Kinder, die Leben begleitende Aufmerksamkeit brauchen. Warum also gründen Frauen und Männer die Familie, die sie zum „glücklich sein“ brauchen, letztendlich doch nicht? Vermutlich, weil unter den Bedingungen für Familie ein „Familienglück“ nur schwer vorstellbar ist.

ELISABETH JÜNEMANN

Unsere Autorin ist Professorin für Theologische Anthropologie und Theologische Ethik im Fachbereich Sozialwesen an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen.